

Gerhard Limpach:

X. Der Neubeginn der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirchengemeinde nach dem Zweiten Weltkrieg „Auferstanden aus Ruinen“

(Beitrag in „Alles hat seine Zeit“ - 300 Jahre evangelisches Charlottenburg)

Die Geschichte des Neubaus

Die erste Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche war ein Werk des Baurats Franz Schwechten und wurde am 1. September 1895 eingeweiht. Sie war sowohl ein Nationaldenkmal zur Erinnerung an Kaiser Wilhelm I., als auch einer der vielen Bauten, die der Evangelische Kirchenbau-Verein Berlin zur Behebung der Kirchennot, entstanden durch das rasche Anwachsen der Bevölkerungszahl Berlins, schuf. Im Jahre 1897 zählte die neue Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirchengemeinde weit über 30000 Gemeindeglieder.

Das alte Gotteshaus war ein Stück Berlin gewesen, es hatte durch seine günstige Lage dem Westen der Stadt einen nicht zu übersehenden Akzent verliehen. Nicht wegen seiner architektonischen Bedeutung, sondern vielmehr aus einer gefühlsbetonten Beziehung heraus liebte der Berliner diese Kirche. Kaufhaus des Westens, Saufhaus des Westens (bezogen auf ein damaliges Restaurant in der Tauentzienstraße), Taufhaus des Westens - so ein alter Slogan.

Im Zweiten Weltkrieg teilte die Kirche das Schicksal Berlins: in der Nacht vom 22. zum 23. November 1943 wurde sie bei einem Luftangriff durch Bomben schwer beschädigt und in den letzten Kriegstagen durch Beschuß weithin zerstört.

Verglichen mit dem Wiederaufbau anderer zerstörter Kirchen in Charlottenburg hat es lange gedauert, ehe die verantwortlichen Gremien erste konkrete Pläne für den Wiederaufbau dieser Kirche faßten und es dann zur Ausschreibung eines Wettbewerbs und dem Baubeginn kam. Das hatte mancherlei Gründe. Da waren es die komplizierten Eigentumsverhältnisse sowohl für die Kirche, als auch für das Grundstück. Im Gegensatz zu den üblichen kirchlichen Gepflogenheiten befand und befindet sich die Kirche nicht im Eigentum der Kirchengemeinde, sondern sie gehört der im Jahre 1904 vom Kirchenbau-Verein gegründeten Stiftung „Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche“, vertreten durch ihr Kuratorium. Das Grundstück, für das ein Erbbaurecht besteht, gehörte seinerzeit der Stadtgemeinde Berlin, heute dem Land Berlin. Daraus ergab sich bei einem eventuellen Wiederaufbau auch ein Mitspracherecht für den Senat von Berlin. Hinzu kamen die unterschiedlichen Interessen der Kirchengemeinde, der Baufachleute und ihrer Organisationen, der Wirtschaft und anderer Einrichtungen. Kernpunkte dieser Streitigkeiten und Diskussionen waren der Standort für eine neue Kirche, der Wiederaufbau in alter Form oder eines neuen, dem Baustil-Verständnis des 20. Jahrhunderts entsprechenden Baus, Erhalt oder Abriß aller oder einiger Teile der noch stehengebliebenen Trümmer.

Der 1948 erstmals laut gewordene Vorschlag des Magistrats, der neuen Kirche einen anderen Standort zu geben, war einerseits begründet in den Vorstellungen, diesen

Platz, dem früheren Auguste-Viktoria-Platz (die Stadtgemeinde hatte diesen Platz der Kaiserin für den Bau geschenkt), nunmehr in Breitscheidplatz umbenannt, rein wirtschaftlich zu nützen; andererseits basierte er auf bereits lange vor dem Kriege geäußerten Ansichten. Bereits am Anfang der zwanziger Jahre hatte sich die Einstellung zur Architektur der Kirche so weit verändert, daß ihr Erbauer, Franz Schwechten, enttäuscht äußern mußte, niemand interessiere sich mehr für seine Kirche. Später war vielen die Kirche ein „Verkehrshindernis“. Immerhin kreuzten in der Zeit täglich 35000 Autos und 4000 Radfahrer den Auguste-Viktoria-Platz. „Fort mit der Gedächtniskirche“ war das Ergebnis einer Umfrage der Zeitung „Montag Morgen“ im Jahre 1928. Nach der Zerstörung der Kirche und vor einem eventuellen Wiederaufbau scheint nun die Gelegenheit günstig zu sein. Das gipfelt 1949 in der Verlautbarung des Magistrats: „Ein Wiederaufbau der Kirche in der alten, völlig insularen Stellung und in den bisherigen Architekturformen kommt unter keinen Umständen in Betracht. Davon abgesehen dürfte nach Grundsätzen des modernen Städtebaus die Kirche in einer so wichtigen Geschäftsgegend, wie sie das Gebiet ‚Rund um den Zoo‘ darstellt, ohnedies nicht mehr den Mittelpunkt bilden. Es würde sich vielmehr empfehlen, sie ganz am Rande eines solchen Gebietes aufzustellen.“ Wie sehr Planer sich irren können, daran sollte auch heute so mancher kluge Politiker oder Architekt denken, wenn er die jetzige günstige Situation der Kirche betrachtet!

Gegen diese Vorstellungen des Senats setzen sich Kuratorium, Kirchengemeinde, kirchliche Behörden und andere Institutionen und Personen heftig zur Wehr. Darauf droht der Magistrat sogar mit der möglichen Enteignung. Und so ziehen sich die Diskussionen und Verhandlungen, die Streitereien und vernünftigen Planungen zäh über die Jahre hinweg. Daß dabei die politischen Verhältnisse in der Stadt eine große Rolle spielen, sei nur am Rande erwähnt. Endlich, im Jahre 1954, kommt wieder Bewegung in die Planung.

Der damalige Generalsuperintendent Jacobi, auch Pfarrer an der Kirchengemeinde, hatte, ohne Wissen des Kuratoriums und anderer Dienststellen, den Erbauer des Olympiastadions, Professor March, gebeten, einen Wiederaufbauentwurf anzufertigen. Kuratorium und Bausenator stimmen dem Plan zwar zu, doch als er publik wird, gerät seine dargestellte Ausführung in der Fachwelt und der Öffentlichkeit so sehr in die Kritik, daß sich das Kuratorium genötigt sieht, die beantragte Baugenehmigung wieder zurückzuziehen.

Schließlich kommt es im Sommer 1956 zwischen Kirche und Senat zu dem gemeinsamen Beschluß, einen beschränkten Wettbewerb unter neun deutschen Architekten auszuschreiben mit der Auflage, einen Plan zum Wiederaufbau am alten Bauplatz zu entwickeln. Die Aufforderung geht an folgende Architekten: Denise Bonniver, Egon Eiermann, Bernhard Hermkes, Horst Linde, Eduard Ludwig, Ernst Erik Pfannschmidt, Hansrudolf Plarre, Konrad Sage und Heinrich Vogel. Anfang November 1956 liegen die Entwürfe einem Preisgericht, dem u. a. Professor Otto Bartning, Professor Werner March, Professor Werry Roth (Vorsitzender), Senator Schwedler, Bischof Dibelius, Pfarrer Pohl, Senator Tiburtius und der Regierende Bürgermeister Professor Otto Suhr angehören, zur Entscheidung vor. Das Ergebnis ist wenig befriedigend: das Preisgericht stellt fest, daß es keinen der Entwürfe in der vorliegenden Form dem Kuratorium zur Ausführung vorschlagen könne. Darauf wird beschlossen, dem Wettbewerb eine zweite Stufe folgen zu lassen und drei

Wettbewerbsteilnehmer, nämlich Eiermann, Plarre und Vogel, aufzufordern, ihre Pläne nach Angaben des Preisgerichts zu überarbeiten. Bei der nächsten Sitzung im März 1957 wird dann der Entwurf Professor Eiermanns als der am besten noch weiterentwicklungsfähige ausgesucht.

Das Preisgericht empfiehlt dem Kuratorium die Annahme dieses Wiederaufbauvorschlages. Aber da gibt es ein neues Problem: der Entwurf Professor Eiermanns sieht den Abriß der Turmruine vor und das führt nicht nur in der Fachwelt, sondern vor allem in der Berliner Bevölkerung zu nicht geahnten heftigsten Protesten, die sich bis zu Bedrohungen gegen das Kuratorium äußern. Eine Tageszeitung erhält in dieser Angelegenheit allein 47000 empörte Zuschriften! Diese Reaktion ringt dem Kuratorium, das dem Entwurf Professor Eiermanns zugestimmt hatte, die Revision seiner getroffenen Entscheidung zugunsten der Erhaltung der Turmruine ab. Und Professor Eiermann wird später einmal sagen: „Ohne den alten Turm könnten die neuen Bauten meiner Konzeption in Brasilia oder Caracas oder überall dort sein, wo Städte aus dem Nichts entstanden sind. Mit dem alten Turm können sie nur in Berlin stehen.“

Nun aber entsteht ein neues Problem, das Professor Eiermann dem Kuratorium in aller Deutlichkeit vor Augen führt. Bleibt die Turmruine stehen, reicht der verbleibende Platz nicht mehr für den geplanten und geforderten Bau eines großen, repräsentativen Sakralbaus. Er sollte ja 1600 bis 2000 Plätze haben. Der Architekt stellt jetzt das Kuratorium vor die Entscheidung: Turmerhaltung ja, dann eine kleinere Kirche, Turmabriß ja, dann Bau der gewünschten größeren. Nach heftigen Diskussionen bleibt das Kuratorium bei seiner Entscheidung zum Erhalt der Ruine. Professor Eiermann ist so verärgert, daß er erwägt, seinen Auftrag zurückzuziehen. Es ist dann Professor Bartning, der in langen Gesprächen den Architekten zum Bleiben und zur Überarbeitung seiner Baupläne bewegt. Die Stimmung Professor Eiermanns wird in den Worten eines Briefes an das Kuratorium deutlich: „Ich kann dem Ruinenturm keinen Sinn geben; ich kann ihn daher auch nicht zu dem Bestandteil einer neuen Kirche machen. Ein Ruinenteil sollte nicht Bestandteil einer neuen Kirche sein!...Ich lasse den alten Turm stehen, wie er ist; ich tue nichts an ihm. Ich erwecke ihn nicht zu neuem Leben. Er ist tot...“ Ach, wenn dieser bedeutende Architekt, der im Jahre 1970 verstarb, das erleben könnte, wie sein Ensemble Turmruine und neue Kirche später von den Berlinern und der Weltöffentlichkeit begeistert angenommen wird!

Da nun alle Probleme aus dem Wege geräumt sind, das Kuratorium den Eiermann-Plänen endgültig am 5. Februar 1958 zugestimmt hat und auch alle anderen Institutionen ihr Einverständnis erklärt haben, kann nun endlich, nachdem die Trümmer der alten Kirche bis auf die Turmruine abgeräumt wurden, 16 Jahre nach der Zerstörung des Schwechtenbaus, am 9. Mai 1959 feierlich der Grundstein gelegt werden. Im Juli 1959 beginnen die Bauarbeiten, am 16. Dezember 1960 wird Richtfest gefeiert und am 17. Dezember 1961, einige Monate nach dem Bau der Berliner Mauer, erfolgt die Einweihung durch Bischof Dibelius. Erwähnt sei am Rande, daß während der Bauzeit eine Fülle von Entscheidungen seitens des Bauherrn zu treffen waren, deren Verhandlungen und Diskussionen sich in einem Schränke füllenden Schriftverkehr widerspiegeln. Ursache dafür war besonders der Umstand, daß sämtliche Einrichtungsgegenstände, angefangen von der Orgel bis zum Schirmständer, auf Entwürfen von Professor Eiermann beruhen - das gab Stoff

zu endlosen, aber doch fruchtbaren Gesprächen. Ende 1963 wird dann die Bauphase abgeschlossen mit der Einweihung der Kapelle und des Foyers. In der Kapelle konnte nun unter anderem der Westteil der Berliner Domgemeinde, der durch den Mauerbau keine Gottesdienststätte mehr besaß, bis zur Errichtung einer eigenen Predigtstätte zusammenkommen. Heute dient der Raum für verschiedenste Veranstaltungen. Das Foyer beherbergt die Arbeitsstätte des Beauftragten für Mission, in der man sich der Randgruppen unserer Gesellschaft und all derer, die der diakonischen Hilfe bedürfen, annimmt.

Seit ihrer Einweihung haben viele Millionen Menschen diese Kirche innen und außen bestaunt, bewundert und mancher sich auch über sie geärgert. Unzähligen ist sie eine Stätte der Andacht und Besinnung geworden, ein liebenswerter Ort, an dem Gottes Wort mit Predigt und Musik verkündigt wird. Durch die zentrale Lage der Kirche im Herzen der westlichen City ist sie auch zu einer zentralen Kirche dieser Stadt geworden. Vergessen sind heute die unsäglichen Mühen um den Wiederaufbau, über die Menschen der heutigen Generation vielleicht verständnislos den Kopf schütteln. Für die Berliner, für die vielfältigen Medien dieser Stadt, für die Touristen ist und bleibt sie wieder die „Gedächtniskirche“. Wie so oft bei besonderen Bauten hat der Berliner auch schnell einen Spitznamen für sie gefunden. Unmittelbar nach dem Bekanntwerden des Wettbewerbsergebnisses hieß sie boshaft „Eierkiste, Streichholz, Seelengasometer“, nach ihrer Fertigstellung jedoch „Hohler Zahn (die Turmruine), Lippenstift mit Puderdose“.

Die Gemeinde

Nach den schweren Bombenangriffen im November 1943 ist etwa die Hälfte der Gemeindeglieder infolge des Verlustes ihrer Wohnung verzogen und wird auch nach Kriegsende nicht in die Gemeinde zurückkehren. Im September 1945 hält Pfarrer Jacobi bei einer ersten Bestandsaufnahme im Protokoll des Gemeindegemeinderates fest: „Die Struktur der Gemeinde hat sich durch die Ausbombung und die Neuzugezogenen verändert. Fast alle einst wohlhabenden Leute sind fortgezogen. Die Gemeinde ist auch in der Zusammensetzung ihrer Bevölkerung arm geworden. Geblieben ist ein Teil des Mittelstandes. Dieser ist kirchlich und gebefreudig. Sonst hört man viel antikirchliche Stimmen.“ Die Innenstadt leidet in den ersten Nachkriegsjahren auch sehr darunter, daß auf den entrümmerten ehemaligen Wohngrundstücken vorrangig Büro- und Geschäftsräume entstehen.

Die Gemeinde hat zwar in der Turmruine ein langsam weltbekannt werdendes „Wahrzeichen“, vielfach auch die „schönste Ruine Berlins“ genannt, aber keine Kirche für ihren Gottesdienst. Wie meistert sie diese Situation?

Nach den schweren Schäden an der Kirche im Jahre 1943 können dort keine Gottesdienste und andere Veranstaltungen mehr gehalten werden. Lediglich die Kellerräume der Ruine muß die Gemeinde einer ausgebombten Weinhandlung als Lager- raum zur Verfügung stellen. So wird schon zu dieser Zeit das Gemeindehaus in der Achenbachstraße (heute Lietzenburger Straße), das bei den Luftangriffen „nur“ teilbeschädigt wird, zum Mittelpunkt gemeindlichen Lebens bis zur Einweihung der neuen Kirche. Nach Ende des Krieges finden zwar einige Gottesdienste und Konzerte in der Kirchenruine statt, doch wird das 1953 wegen der Einsturzgefahr baupolizeilich verboten. Auch die Gottesdienste an besonderen Sonntagen des

Kirchenjahres in der städtischen Oper an der Kantstraße bleiben auf wenige Jahre beschränkt. So ist das inzwischen notdürftig instandgesetzte Gemeindehaus das Zentrum der kleinen, nur langsam wieder wachsenden Gemeinde. Immerhin finden im Herbst 1945 schon 55 Kinder ihren Platz im Kindergarten dieses Hauses - trotz aller damit verbundenen Schwierigkeiten, insbesondere die der Verpflegung. Die kirchenmusikalische Arbeit wird langsam aufgebaut, zumal das Gemeindehaus über eine kleine Orgel verfügt. Etliche Arbeitskreise kümmern sich um die zeitbedingten Nöte mancher Gemeindeglieder. Und man denkt allmählich über den Wiederaufbau der Kirche nach. Im Sommer 1951 gründet sich die „Vereinigung der Freunde der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche“, die sich in vielfältiger Weise um die Beschaffung von Geldern für den Wiederaufbau bemüht. So wird eine groß angelegte Lotterie vor der Kirchenruine durchgeführt, Goldmedaillen werden geprägt und bringen erhebliche Einnahmen, ebenso wie die von der Deutschen Post Berlin herausgegebenen vier Werte eine Sondermarke mit Zuschlag, dieser kann dem Aufbaufonds zugeführt werden kann.

Die Situation der Gemeinde verändert sich unvermittelt nach der Einweihung der neuen Kirche, wodurch völlig neue Aufgaben, Tätigkeiten und Lasten entstehen. War das gottesdienstliche Leben im Gemeindehaus sehr stark gemeinschaftlich geprägt - man war unter sich - , so finden sich die Gemeindeglieder in der neuen Kirche, in die bis zum heutigen Tage Menschen aus anderen Gemeinden Berlins, des Landes und aus dem Ausland auch zu den Gottesdiensten kommen, plötzlich in einer kleinen Minderheit. Und die wiedererstandene zentrale Kirche fordert die Gemeinde zur Bewältigung ganz neuer Aufgaben heraus. Um nur einige zu nennen: die Motorradfahrgottesdienste, das Alliierte Weihnachtsliedersingen an drei Abenden, die wöchentlich regelmäßigen Kirchenmusiken, Gastchöre aus aller Welt, Konzerte, Sondergottesdienste mit Fernseh- und Rundfunkübertragungen, Empfänge, Besuche von Staatsoberhäuptern und anderen Persönlichkeiten des politischen und öffentlichen Lebens und schließlich auch der Verkauf von Souvenirs. Das und vieles mehr wird nun der Gemeinde zwangsläufig übergestülpt, aber sie bewältigt alles, vor allem dank einer großen Zahl von ehrenamtlichen Helfern, die auch mit immer neuen Anforderungen zurecht kommen.

Besondere Schwierigkeiten, die durch den Bekanntheitsgrad und die innerstädtische Lage der Kirche entstehen, bedeuten die Demonstrationen, Gottesdienststörungen, Beeinträchtigungen durch die auf dem Platz um die Kirche musizierenden oder andere Aktivitäten betreibenden Personen, kriminelle Gruppen aller Art, die vielen Straßenfeste und öffentlichen Veranstaltungen um die Kirche und anderes mehr. Auch damit muß eine Gemeinde, die bis 1961 relativ ruhig lebte, fertig werden. Und man leidet unter Gewalt und Schmutz, gewaltsamer Beschädigung der Baulichkeiten und Rücksichtslosigkeit ganzer Gruppen. Da sind viel Geduld und Langmut von den Helfern und Mitarbeitern gefordert. Doch das ist ja nicht der Alltag. Viel größer ist die Freude der Gemeinde über die schöne Kirche, die so viel Interesse findet, über den zahlreichen Besuch der täglichen Andachten, der wöchentlichen Kirchenmusiken, der sonntäglichen Gottesdienste und der Sonderveranstaltungen bei ungewöhnlichen Ereignissen in der Stadt und in der Welt. Erfreulich auch die Beachtung, die die Gedenkhalle in der Turmruine (die ehemalige Eingangshalle) mit dem Charakter einer Mahn- und Versöhnungsstätte und den darin jeden Freitag stattfindenden Friedensgebeten gefunden hat.

So kann die Gemeinde erleben, daß der Wunsch, der in der Urkunde zur Grundsteinlegung enthalten ist, nunmehr weithin Realität geworden ist: „Inmitten eines flutenden Verkehrs gelegen, umgeben von den Bauten der Banken und Versicherungen, der Bekleidungsindustrie und der Kinos, soll dieses Gotteshaus an dieser Stelle zeichenhaft zum Ausdruck bringen, daß das Evangelium die Mitte alles Lebens ist und daß nur von dieser Mitte eine Gesundung der Welt ausgehen kann.“

Quellenhinweis:

Günter Pohl, „Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche“, 1976
Sabine Baumann-Wilke, „Die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, Entstehung und Bedeutung“, 1989

Archiv der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche

Bilder:

Fotoarchiv der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche